

BIBELTEXTE – KURZ BETRACHTET

Den Alltagsmenschen ablegen

»Sechs Tage sollst du deine Arbeit tun, aber am siebten Tag sollst du feiern ...«
(2. Mose 23,12)

In einer anderen Übersetzung steht anstatt feiern »ruhen, ausruhen« und für erquickten »Atem schöpfen«, d.h. »neue Luft« holen, wieder zu Kräften kommen. Dies ist wirklich eine wichtige Verordnung, die da in der Rechtsordnung des »Bundesbuches für das Volk Israel« steht.

Konkret gefragt: Wie halten wir es mit unserem Sonntag? Ist uns dieser Tag nicht recht willkommen, um Liegendebliebenes aufzuarbeiten? Dieser Tag ist eine Rhythmusstörung in unserem gewöhnlichen Alltagsleben, wo die Termine vorgegeben sind und mancher vor lauter Aufgaben und Arbeit nicht mehr hinausieht. Über unsere »freie« Zeit verfügt eine ganze Freizeitindustrie, und wer nicht alles mitmacht, ist nicht in.

»Am siebenten Tag sollst du feiern« – feiern heißt ein Fest feiern, den Tag festlich begehen, die schmutzige Arbeits- und Alltagskleidung ausziehen und damit auch den Alltagsmenschen ablegen. Im festlichen Kleid bin ich nicht nur äußerlich ein anderer Mensch. Wir feiern Hochzeiten, Geburtstage, Jubiläen, bestandene Prüfungen – diese Feiern haben immer auch den Charakter der Rückschau. Ein Sonntag, der siebte Tag der Woche, bietet Gelegenheit, auf die vorangegangenen sechs Tage zurückzublicken. Der Sonntag ist das Ende einer gelebten Zeitspanne, der einen Schlußpunkt setzt hinter alles, was uns die Woche über widerfahren ist.

Viel kommt in so einer Woche zusammen, das uns bewegt und erschöpft oder auch erfreut und beflügelt. Der Sonntag ist nötig, um dies alles nochmals zu erinnern und dann loslassen zu können, frei und leer für die neue Woche und für neue Aufgaben zu werden. Dazu hilft ein Spaziergang in der Natur – Gespräch mit dem Partner, weil man sich die Woche über immer nur zwischen Tür und Angel begegnet ist – spielen mit den Kindern oder sich treffen mit guten Freunden (zum Beispiel im Saal am Gemeindegottesdienst) – oder sich mit einem schönen Buch in eine andere Welt entführen lassen.

Und wen die sonntägliche Langeweile überfällt, der habe den Mut, das zu tun, wozu er wirklich Lust hat. Das ist gar nicht so leicht, aber Hauptsache ist, wir haben Abstand gewonnen, denn was man aus der Ferne betrachtet, erscheint nicht mehr so groß und bedrückend. Vergessen wir nicht: hätten wir nicht die Dunkelheit in der Welt, könnten wir das Helle und Schöne nicht erkennen.

Monika Tietz

UNSERE ZEIT

Jesus ist »vor Christi Geburt« geboren

Die wenigsten Menschen, die an Silvester Leuchtraketen in den Himmel geschossen haben, werden sich bewußt gewesen sein, daß die gefeierte Jahrtausendwende zu diesem Zeitpunkt schon längst vorbei war. Die christliche Zeitrechnung »nach Christi Geburt« steht nämlich auf wackligen Beinen. Als ziemlich sicher gilt heute, daß Jesus von Nazareth einige Jahre vor der Zeitrechnung »Anno Domini« geboren wurde und daß die ersten zweitausend Jahre des christlichen Zeitalters also bereits verfließen sind.

Die Unsicherheit über den »Nullpunkt« resultiert einerseits daraus, daß erst im 6. Jahrhundert der Geburtsstermin Jesu von den Christen als Ausgangspunkt für ihre Zeitrechnung festgelegt worden ist, andererseits aber auch daraus, daß in den schriftlich überlieferten Berichten über das Leben Jesu, den vergleichsweise früh entstandenen Evangelien, keine klaren zeitlichen Aussagen gemacht werden. Darauf war es den Evangelien-schreibern ja auch gar nicht angekommen, im Vordergrund stand bei ihnen ihr Bekenntnis zum auferstandenen Herrn.

»Erfinder« unserer heutigen Zeitrechnung, die inzwischen weit über die christliche Kirche hinaus Anwendung gefunden hat, war der armenische Mönch Dionysius. In dem christlichen Kloster der antiken Stadt Hieropolis

(heute: Mabidj in Syrien) erwarb dieser Mann sich eine umfassende klassisch-hellenistische Bildung – und übrigens auch seinen Beinamen, der mehr über seinen Charakter aussagt als viele Worte: Exiguus, der Geringe, Demütige.

Ende des 5. Jahrhunderts kehrte er seinem Heimatkloster den Rücken und ging nach Konstantinopel, der griechisch geprägten Hauptstadt des Ost-römischen Reiches. Schnell machte sich der Mönch in der Stadt am Goldenen Horn einen Namen als Übersetzer griechischer Texte ins Lateinische, und schon bald erreichte ihn jenes schicksalhafte Angebot, das ihn zur Erfüllung seiner »historischen Mission« nach Rom führte. Dort sollte er das päpstliche Archiv in Ordnung bringen.

Das in viele kleine Gruppen zersplitterte frühe Christentum war von einer festgefügtten Kirchenorganisation noch weit entfernt. Es existierte weder ein einheitliches Glaubensbekenntnis noch die heute allseits bekannte Systematik kirchlicher Lehrsätze, und der Papst beschäftigte sich noch eindringlich mit der Durchsetzung seines Führungsanspruchs gegenüber den Bischöfen.

Besonders deutlich zeigte sich die Zerrissenheit des Christentums bei der alljährlichen Festlegung des Ostertermins, über den sich die Bischöfe nicht einigen konnten, weil die Gelehrten verschiedene Rechenmodelle

anboten. Da besann man sich auf Dionysius Exiguus, den Vertrauensmann des Papstes, der die Quellen des Kirchenrechts besser kannte als jeder andere, und betraute ihn im Jahre 525 mit einer Neuberechnung.

Bis dahin war das Osterdatum jeweils auf den Regierungsantritt des Christenverfolgers Diokletian datiert worden. Doch Dionysius meinte, für einen Christenmenschen gezieme es sich nicht, die Jahre nach diesem »gottlosen Kaiser« zu zählen. Viel naheliegender sei es doch, die Jahreszählung mit der Geburt Christi zu beginnen, und so datierte er die Jahre seiner Ostertafel nach der »Menschwerdung des Herrn«. Die christliche Zeitrechnung verdankt ihre Existenz also im Grunde der Bereinigung des Osterstreits und dem religiösen Empfinden eines demütigen Klostermannes.

Doch die Berechnung des Geburtstermins von Jesus blieb aus anfänglich genannten Gründen eine unsichere Sache. Es war vor allem der Astronom Johannes Kepler (1571-1630), der Zweifel an der exakten Datierung der christlichen Zeitrechnung äußerte. Seiner Meinung nach mußte die Geburt Christi bereits mehrere Jahre vor der Zeitenwende stattgefunden haben. Das legte er schließlich in seinem wenig bekannten, 1613 erschienenen »Bericht vom Geburtsjahr Christi« ausführlich dar. Vor allem durch Vergleiche mit dem Todesdatum des Herodes ließ Kepler auf das Jahr 4 v.Chr. stoßen.

Doch das Datierungsproblem war da-

durch nicht endgültig gelöst. Spätere Wissenschaftler begaben sich erneut auf die Suche nach dem Bezugspunkt und trugen Theorien vor, die das Geburtsdatum zwischen 12 und 1 v.Chr. ansetzten. Der Astronom Ideler biß sich am biblischen Bericht vom »Stern über Bethlehem« fest und argumentierte, daß es sich bei diesem Stern um die »große Konstellation« (ein erdnahe, also leuchtstarkes Beieinanderstehen) der Planeten Jupiter und Saturn gehandelt haben könnte. Durch moderne Rekonstruktionsmethoden konnte Konradin Ferrari d'Occhieppo, ein weiterer sternkundiger Nachfolger Keplers, nachweisen, daß am Abend des 12. November des Jahres 7 v.Chr., von Jerusalem aus gesehen, diese Konstellation genau über dem kleinen Ort Bethlehem am Himmel gestanden hatte.

Ist damit das Problem gelöst? Nicht ganz, nur so lange wohl, wie man den »Stern von Bethlehem« als die besagte Planetenkonstellation deutet. Auf jeden Fall hat sich aber die Jahreszählung »nach Christi Geburt« – nicht nur im Christentum, sondern auch darüber hinaus – durchgesetzt, und die Gestalt des Rabbi von Nazareth wird mit ihr historisch verankert bleiben.

Peter Lange

Diesem Beitrag liegen überwiegend die Darstellungen des Aufsatzes von Franz Müller »Der Irrtum des Dionysius Exiguus« im Gemeindebrief der Deutschen Evangelischen Gemeinde Jerusalem, Ausgabe Dezember 1999 bis Februar 2000, zugrunde.

Die Reihe wird fortgesetzt.

50 Jahre Temple Society Australia

Als im Sommer 1941 die Mehrzahl der in den deutschen Palästina-Kolonien lebenden Templer von der britischen Mandatsverwaltung nach Australien deportiert und in einem Lager interniert wurden, brach eine Welt für sie zusammen. In den letzten Winkel der Erde verbannt, weit weg von ihren Häusern und Feldern, ohne Hab und Gut, auf engem Raum zusammengepfercht, sehnten sie sich nur nach dem Einen: der Rückkehr in die Heimat am Mittelmeer. Doch es sollte keine Rückkehr mehr geben. Als sie nach Kriegsende aus dem Internierungslager entlassen wurden, bot ihnen die australische Regierung als Alternativen an, entweder nach Deutschland zu gehen oder sich in Australien niederzulassen. Die überwiegende Mehrheit entschloß sich, in dem für sie fremden Land zu bleiben.

Es darf als ein Bekenntnis zum Tempelgedanken gewertet werden, daß bei den Freigelassenen ein starker Wille zum Neuanfang des Gemeinschaftslebens vorhanden war. Es war dies zweifellos ein schwerer Weg für sie, da sie mit ihrer Existenzgründung ganz von unten beginnen mußten. Eine Entschädigung ihres Vermögens in Palästina war noch nicht erfolgt. So mußten sie, ihren beruflichen Kenntnissen und den vorhandenen Möglichkeiten entsprechend, Arbeitsstellen und Wohnunterkünfte suchen. Solche, die früher entlassen worden waren, bereiteten oftmals den später Kommenden den Weg

oder gaben die inzwischen gewonnenen Erfahrungen an sie weiter.

Im Juli 1946 wurde – noch im Interniertenlager – eine erste provisorische Vertretung der Templer in Australien ins Leben gerufen. Ihr Vorsitzender war Friedrich Aberle. Ein Jahr später übernahm Wilhelm Eppinger dieses Amt. Am 20. August 1950 kam es dann zur Gründung einer eigenen Religionsgesellschaft, der »Temple Society Australia (TSA)«, die sich die Bildung neuer Gemeinden zur Aufgabe machte. Ihr erster Vorsteher (Gebietsleiter) wurde Dr. Richard Hoffmann. Noch 1950 kam es in Sydney zur Gründung der ersten Tempelgemeinde in Australien. In den Jahren danach folgte dann die Errichtung der Gemeinden Boronia, Bayswater und Bentleigh.

Ihr 50jährige Bestehen wird die TSA am 11. März mit einem größeren Jubiläumsfest gebührend feiern. Als Vertreter der Templer in Deutschland wird u.a. Gebietsleiter Peter Lange an der Feier teilnehmen und die Grüße der TGD überbringen.

Aus diesem Anlaß bringt die »Warte« nachstehend einen Auszug aus dem ersten »Rundschreiben« (dem Vorläufer des »Templer Record«), das Dr. Richard Hoffmann nach der konstituierenden Versammlung der TSA verfaßt hatte. Sein Beitrag wird ergänzt durch eine Ansprache des heutigen Gebietsleiters Dr. Rolf Beilharz vom 31. Dezember letzten Jahres in Bentleigh.

Das Tun des göttlichen Willens

Kernsätze templerischen Glaubens • Richard Hoffmann

Wir kennen keine dogmatische Festlegung unseres Glaubens. Das heißt aber noch lange nicht, daß uns gleichgültig ist, was einer glaubt. Jede Religionsgemeinschaft bedarf eines gemeinsamen Glaubens, des gemeinsamen Bandes für alle ihre Mitglieder. Das gilt auch für die Tempelgesellschaft, wie dies Christoph Hoffmann in »Orient und Occident« ausgeführt hat.

Wir wollen eine freie christliche Religionsgemeinschaft sein. Frei nicht nur, weil wir keiner der christlichen Kirchen angeschlossen sind, sondern auch weil unsere eigene Auffassung vom wesentlichen Inhalt der Botschaft Christi in manchen Punkten von dem abweicht, was die christlichen Kirchen als gleichfalls wesentlich lehren.

Wir gehen zurück auf die von Jesus verkündigte Grundwahrheit, die unser Herz anspricht, auf die gefühlsmäßige Gewißheit der Existenz Gottes als dem Schöpfer alles irdischen Wesens, jener oberhalb unserer verstandesmäßigen Erkenntnis wirkenden geistigen Macht, die uns Christus durch das Bild des himmlischen Vaters aller Menschen näher zu bringen versuchte. Wie alle Werke der Schöpfung ihm ihr Dasein verdanken, so haben auch wir aus seiner Hand Leben und Vernunft erhalten, um dieses Leben in freier Verantwortung zu gestalten.

Gott ist in allen seinen Werken. Er ist auch in uns, und er redet zu uns mit der

Stimme unseres Gewissens nach Maßgabe unserer Vernunft und unserer entwicklungsmäßig bedingten geistigen Verfassung. Wenn wir diese innere Stimme unterdrücken oder ertönen, verlieren wir Gott und den Rang, den er uns als vernunftbegabten Wesen verliehen hat. Vermögen wir, unsere Lebensführung in Gleichklang mit unserem Gewissen zu bringen, so sind wir auf dem rechten Weg, an dessen Ende die hohe Forderung Jesu steht: Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer himmlischer Vater vollkommen ist!

Aus dieser Grundwahrheit folgt, daß nicht nur wir selber, sondern auch unsere Nächsten Geschöpfe Gottes sind. »So jemand spricht: ich liebe Gott, und haßt seinen Bruder, der ist ein Lügner!« Deshalb ist die Nächstenliebe das zweite Gebot des Christentums. Es ist sehr viel über die Nächstenliebe geschrieben und geredet worden, und es besteht die Tendenz, dieses Gebot zu versentimentalisieren. Das ist ein Fehler.

Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! Damit erkennt Jesus den natürlichen Egoismus als Lebensnotwendigkeit an, beschränkt ihn aber gleichzeitig im Interesse des Nebenmenschen und gibt dadurch einen gerechten und befreienden Weg zum richtigen Verhältnis der Menschen zueinander. Er setzt dem schrankenlosen Egoismus seine Grenze in der den Nebenmenschen als Geschöpfen Got-

tes geschuldeten Rücksicht; er setzt der grenzenlosen Rücksicht auf den Nächsten die Schranke in der Pflicht zur Wahrung der eigenen Würde als Gottesgeschöpf. Wir kennen keine kürzere und prägnantere Fassung des Problems, und es ist nicht ohne Grund, daß Jesus die Liebe zu Gott und dem Nächsten als »Gesetz und Propheten«, als den Inhalt der Religion seiner und aller Zeit bezeichnet hat.

Wir lehren und bekennen, daß in der Bejahung und Betätigung dieser beiden Gebote das Reich Gottes beschlossen ist; wir erblicken in der Arbeit auf dieses Reich hin die der Menschheit ge-

stellte Aufgabe und schließen uns zu Gemeinden zusammen, um an seiner Verwirklichung auf Erden nach dem Beispiel des »im Evangelium geschilderten Christus« zu schaffen. Deshalb ist das Lösungswort der Tempelgesellschaft aus Matthäus 6,33 gewählt worden; deshalb sprechen wir vom Tempel Gottes in der Menschheit; deshalb lehnen wir Dogmen und Sakramente als hinderlich ab und betonen das Tun des göttlichen Willens im täglichen Leben. Wir wissen sehr wohl, daß wir hierin ständig fehlen, aber wir vertrauen darauf, daß über uns gnädig entschieden wird, wenn unser Streben ernsthaft war.

Die Vision des Gottesreiches

Das positive Unterscheidungsmerkmal des Tempels • Rolf Beilharz

Jesus hat viel über das Reich Gottes gesprochen. Das Gottesreich war der Hauptinhalt und das Ziel seiner Verkündigung. Es ist dies eine Vision, wie gut die Menschheit eigentlich sein könnte. Und dieses Gottesreich ist unter uns, hören wir von ihm, wir müssen es nur aufgreifen. Das galt für die Menschen, die Jesus damals reden hörten, und es gilt auch für uns, die wir jetzt in das Jahr 2000 eintreten. Es ist damit ein machbarer Zustand der Menschheit gemeint, in dem man das Gemeinwohl höher, oder zumindest gleich hoch, ansetzt als das Wohl des Einzelnen.

In vielen Gleichnissen in der Bibel ist dieser bessere Zustand der Menschheit beschrieben worden. Jesus hat sei-

ne Hörer aufgefordert, sich des Reiches Gottes zu bemächtigen, indem sie fortan nur nach diesem Ziel lebten. Er hat auch ganz klar zum Ausdruck gebracht, daß man nicht warten dürfe, bis andere, oder Gott selbst, das Reich für uns errichten würden. Es sei dies etwas, das wir in eigene Hände nehmen müßten. Gott hat uns Menschen so geschaffen, daß wir dies auch wirklich tun können.

Die Tempelgesellschaft ist eine Gemeinschaft, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Trachten nach dem Gottesreich im täglichen Leben zu verwirklichen. Natürlich sind auch wir nur Menschen, die immer wieder Fehler machen, doch unser ernsthaftes

Streben hat über die Jahre hinweg auch schon viel Gutes ergeben.

Übrigens fragen jüngere Templer häufig, was denn das Positive sei, mit dem man die Tempelgesellschaft beschreiben könne. Man solle uns nicht nur durch negative Unterscheidungsmerkmale definieren, wie zum Beispiel der Ablehnung festgelegter Glaubensbekenntnisse oder sakramentaler Kult-handlungen. Die Antwort ist ganz einfach: Wir streben danach, so zu leben und zu handeln, daß die Vision des Gottesreiches in unserem täglichen Leben Wirklichkeit werden kann.

Praktisch heißt das: unser Verhalten zu zügeln, an das Gemeinwohl zu denken, unseren eigenen Vorteil hinter den der Gemeinschaft zu stellen usw. Es gehört dies wohl zum Schwierigsten, das es für die Menschen zu erreichen gibt. Es ist dies der ehrliche Versuch, bessere Menschen zu werden, ein Vorbild, das andere Menschen in die gleiche Richtung mitreißt.

Jede Besserung resultiert aus dem Wollen des einzelnen Menschen. Jeder ist dazu aufgerufen, denn in der Vision vom Gottesreich steckt die Gewißheit, daß durch eine solche Änderung der Gesinnung und des Verhaltens ein besserer Planet Wirklichkeit wird.

Unsere Vorfahren in der Tempelgesellschaft sind von anderen religiösen Gruppen oft verlacht oder sogar angefeindet worden, weil sie diesen Kern der Lehre Jesu ernst genommen und zu ihrem Ziel gemacht hatten. Historiker schreiben, daß die Templer der ersten

Generation Endzeitgedanken gehabt, also auf das Kommen des Reiches Gottes gewartet hätten. Sie übersehen, daß Hoffmann, obwohl selbst aus dem Pietismus kommend, sich von diesem Glauben der Pietisten frei gemacht hat.

Weiter wird geschrieben, daß die Templer nach der ersten Generation den religiösen Geist verloren hätten und daß unser Werk gescheitert sei, als wir nach Australien und Deutschland zerstreut wurden. Keiner will erkennen, daß es für Menschen durchaus möglich ist, im täglichen Leben besser zu werden, und daß Templer dies heute immer noch anstreben in der Hoffnung, daß, wenn viele dies tun, die ganze Welt sich dadurch verbessern wird.

Streng genommen, kann jeder gutgewillte Mensch das, was wir tun, auch tun. Dazu braucht man keine Religion. Doch ich glaube, daß ohne die religiöse Willensentscheidung wenig Menschen ernstlich nach diesem Ziel streben werden.

Es sagen viele uns wohlwollend gesinnte Leute, daß es wohl einfach am anlagebedingten Verhalten liege, daß der Mensch sich nicht von Grund auf ändern könne. Sie verwerfen diese Möglichkeit, ohne auch nur den Versuch einer Verhaltensänderung gemacht zu haben. Mir scheint hier religiöse Überzeugung nötig zu sein, Wohlwollen allein genügt nicht. Klar ausgedrückt heißt dies, daß ohne religiöse Überzeugung sich Gottesreich-ähnliche Zustände im täglichen Leben vermutlich nicht erreichen lassen.

MITGELESEN

Die Notwendigkeit von Entscheidungen

Jeder Angehörige der Tempelgesellschaft wünscht sich wohl, daß unsere Gemeinschaft eine Zukunft hat. Aber jeder sieht diese Zukunft möglicherweise unterschiedlich, und bei der Frage des Weges dorthin kann es eine noch größere Verschiedenartigkeit von Ansichten geben. Dennoch verfolgen wir alle ein gemeinsames Ziel – die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden. Nach meiner Auffassung bedeutet dies, daß wir die Welt, in der wir leben, lebenswerter machen sollen.

In unserer Gemeinschaft haben Einzelne, haben Ausschüsse und Kreise immer wieder Entscheidungen zu treffen, manchmal sogar schwerwiegende Entscheidungen, und sie müssen damit vielleicht auch Veränderungen herbeiführen, um unserem gemeinsamen Ziel gerecht werden zu können.

In den heftigen Diskussionen, die oftmals in unseren Gremien stattfinden, zeigt sich, daß nicht immer alle mit den getroffenen Entscheidungen einverstanden sind. Doch die Beteiligten handeln sicher immer in bester Absicht. Das sollten wir berücksichtigen, wenn wir ein Urteil darüber fällen.

Diskussionen sind hilfreich, sie sollten in unserer Gemeinschaft nicht unterdrückt werden, doch sie sollten an ihrem Ende zu einer Entscheidung führen. Meine persönliche Präferenz gehört dem Übereinstimmungs-Beschluß, der dadurch erreicht wird, daß Streit-

punkte so lange erörtert werden, bis eine Entscheidung durch Kompromiß erreicht worden ist. Dieser Vorgang kann unter Umständen lange dauern.

Ich kann aber auch eine Notwendigkeit akzeptieren, daß ein Fall durch Mehrheitsbeschluß entschieden wird. In unserer Gesellschaft sind beide Beschlußarten in Gebrauch, und beide Vorgehensweisen rufen Kritik aus dem Mitgliederkreis hervor – die eine, weil sie zu lange dauert und der Kompromiß unter Umständen zu »Wischi-waschi-Entscheidungen« führt, die andere, weil nicht alle Ansichten und Meinungen Berücksichtigung finden. Trotzdem müssen Entscheidungen getroffen werden. Wie auch immer sie zustande kommen – die Menschen, die sie treffen, haben dabei stets das Wohl der Tempelgesellschaft im Auge.

Was unsere Gemeinschaft im gegenwärtigen Zeitpunkt am nötigsten hat, ist, daß alle ihre Mitglieder und Freunde positiv in die Zukunft schauen und die Zukunft gemeinsam angehen, in welche Richtung diese auch weisen mag. Die Tempelgesellschaft braucht Menschen, die bereit sind, am Zustandekommen von Entscheidungen, die getroffen werden müssen, nach Kräften mitzuwirken und sie auch mitzutragen, ob sie mit ihnen einverstanden sind oder nicht.

(Renate Beilharz im »Templer Record«, September 1999; Original englisch)